



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Dichtung am Rhein

Linden, Walther

Ratingen, 1944

Überwindung des Kirchlich-Mönchischen durch das ritterlich-höfische Ideal

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99212](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99212)

der Weltansicht, von geradem und festem Zupacken in der Schilderung, irdisch klar und mit sicherem Schritte die Erde bemessend. Er hat den großen Atem echter epischer Dichtung; erst in ihm vollendet sich die epische Ruhe reifer Kunst. Der mit der Servatiuslegende begann, schenkt der deutschen Dichtung die volle Diesseitsfreude und Weltzufriedenheit des staufischen Zeitalters: er hat die ritterliche Lust am schönen Leben, und er beschreibt, noch unvollkommen in der sprachlichen Form, aber mit hellem Entzücken, die prächtigen Kleider, die edelsteingeschmückten Waffen, den Glanz der Burgen, der Rittersäle, der Ratsversammlungen, der Hochzeitsfeste und Leichenbegängnisse — die von morgenländischer Einfuhr bereicherte, hochentwickelte Kultur der Staufezeit findet hier zum ersten Male ihren dichterischen Ausdruck, bezeichnenderweise weit über die französische Vorlage hinaus in einer ganz selbständigen Weise entfaltet. Veldeke hat nicht nur die dichterische Form, er hat auch die Gesinnung verwandelt: in seinem Hauptwerke wird das Kirchlich-Mönchische, das aller schriftlich überlieferten Epik des 12. Jahrhunderts irgendwie anhing, überwunden und an seine Stelle das *ritterlich-höfische Ideal* gesetzt, dessen beide starke Triebfedern *Heldentum* und *Minne* sind. Germanische Kampflust beherrscht die Schilderung des Kampfes um Latium; Lust und Qual, Sehnsucht und Erfüllung ritterlicher Minne ist der Sinn der Dido- und Laviniakapitel. Doch auch die stärksten Liebes- und Trauerempfindungen sind dem ritterlichen Gebote der „mâze“ unterworfen, die als Mittelpunkt der ritterlich-höfischen Gesinnung tief innen, als eigenstes Erlebnis, im Wesen dieses erdenklaren und festgegründeten Niederfranken beschlossen und urgründig sein bahnbrechendes Werk bestimmt. In Form und Gesinnung ist Veldekes „Eneit“ von 1185—1187 der entscheidende Durchbruch einer neuen Kunst, der Beginn der mittelhochdeutschen Blütezeit.

An dieser Stelle bricht die rheinische Epik wie mit einem Schlage ab. Sie gibt ihre Führerrolle preis, tritt aus der gemeindeutschen Entwicklung zurück — der unvergleichliche Aufstieg dieser Epik vom germanischen Heldenliede über die endreimenden Lieder zum Volks-

epos des frühen 12. Jahrhunderts, zum kunstmäßigen Großepos, zur vorhöfischen epischen Kunst und zum höfischen Meisterwerke Veldekes, diese glänzende Emporentwicklung, die ihre Strahlungskraft in alle deutschen Stammesgebiete wirken läßt, ist mit der „Eneit“ so gut wie beendet. An der reifen mittelhochdeutschen Dichtung sind die fränkischen Rheinlande so gut wie gar nicht beteiligt; Schwaben, Bayern, Ostfranken, Thüringer, später Obersachsen, Schlesier, Sudetendeutsche, die nordostdeutschen Kolonialstämme tragen diese Kunst. Die fränkischen Rheinlande versagen sich gerade einer Kunst, die größtenteils französische Stoffe übernimmt: *kein einziger Artusroman ist im Rheinlande gedichtet worden!* Aber auch der Minnesang hat, wie wir sehen werden, im Rheinlande keine Stätte gefunden, mit geringen Ausnahmen in den alemannisch durchsetzten Südgebieten. Es ist offenbar, daß die auf klare Lebensgesetzlichkeit gerichteten, fester Wirklichkeit zugewandten Rheinlande die durchaus idealistisch-typische Entwicklung der Artusepik und des Minnesangs aus innerer Fremdheit nicht mitgemacht haben, wobei der machtvolle Aufstieg des rheinischen Bürgertums zur Handelsherrschaft seine Rolle mitgespielt haben mag. Die Rheinlande versagten sich dieser wirklichkeitsfremden Typik — aber das erklärt noch nicht, warum sie die unbestrittene Führerrolle, die sie innehatten, plötzlich preisgaben, warum sie nicht im Sinne dieser Führerschaft eine andere Dichtung entwickelten. Auch an der ostmärkischen Erneuerung des Heldenepos haben die Rheinlande ja keinerlei Anteil genommen. Der jähe Abbruch des glänzenden Aufstiegs wirkt wie eine Lähmung, und der wahre Grund liegt in der verhängnisvollen politischen Entwicklung am Ende des 12. Jahrhunderts. Die Rheinlande, das Kernland des Reiches, haben diese Entwicklung früher gespürt als andere Landschaften. Schon gegen das Ende der Regierung Friedrichs I., um 1180, wird die Reichsverbundenheit der Rheinlande schweren Beeinträchtigungen ausgesetzt, beginnt der Territorialgedanke das Gemeinschaftsgefühl zu überwinden; damals trennt sich Philipp von Heinsberg, der Kölner Erzbischof, der Nachfolger Rainalds von Dassel, von dem staufischen Herrscher, um seinen territorialen Gelüsten nachzujagen;

1180 bauen die Kölner Bürger ihren ungeheuren Mauerkranz um die erweiterte Stadt gegen den Rotbart; der Territorialgedanke hat im 12. Jahrhundert in den gesamten Rheinlanden eine gefährliche Ausdehnung gewonnen. Der Historiker kann hier keine wirklichen „Ursachen“ vorzeigen und begründen, aber er kann an der Tatsache des Zusammenfalls der politischen und der dichterischen Entwicklung nicht vorübergehen: der Abbruch der machtvollen epischen Entwicklung hier, die Erschütterung des Reichsgedankens dort treffen nicht zufällig ineins, umsoweniger, als die nachfolgenden Jahrhunderte diesen Vorgang bestätigen und weiterführen.

Was an mittelhochdeutscher Epik nach Veldeke in den Rheinlanden geschaffen worden ist, gehört bestimmten, dem rheinischen Geiste naheliegenden Bezirken zu. Da begegnet um 1200 das mittelfränkische Karlsepos „*Morant und Galie*“, das in seiner Urform nur in wenigen Bruchstücken überliefert worden ist; es ist später, am Beginne des 14. Jahrhunderts, in die große Zusammenfassung der Karlsage, den niederrheinischen „*Karlmeinet*“ aufgenommen worden und nur in dieser überarbeiteten Gestalt vollständig bekannt. Aus einer französischen Chanson de geste wird ein Stück der altheimischen Karlsepik wiedergewonnen: die Geschichte von Karls sarazenischer Gattin Galie, der unschuldig verleumdeten Frau, die erst nach harten Prüfungen aus ihrer bitteren Todesgefahr befreit wird. Höhepunkt des Epos ist das Gottesurteil im Zweikampf, der die Verrätere der Verleumder enthüllt. Der König Karl, der hier vor Augen tritt, ist nicht der allesbezwingende Herrscher, sondern ein irrender Mensch, seinen Leidenschaften unterworfen, betrügerischen Anschlägen preisgegeben; die Menschlichkeit des großen Fürsten wird schonungslos dargelegt. Der Stil ist ein ganz eigenartig rheinischer: das Volkstümlich-Spielmännische der älteren rheinischen Epik mischt sich mit den formalen Errungenschaften der neuen Zeit. Diese wenigen Vershunderte von „*Morant und Galie*“ sind das einzige Überbleibsel einer rheinischen Karlsepik, deren unterirdischer Strom erst nach mehr als einem Jahrhundert in der großen Zusammenfassung des „*Karlmeinet*“ wieder zu Tage tritt; man darf die Vermutung wagen, daß der